

Häkeln für Männer

Mein Name ist Lorenz Kron und dies ist die Geschichte, wie ich häkeln gelernt habe.

Wer, so wie ich, in den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts die Volksschule besucht hat, der hat als männlicher Schüler jedes seiner vier Volksschuljahre den sogenannten Werkunterricht genossen. Jeweils ein halbes Jahr textiles, ein halbes Jahr technisches Werken. Im textilen Werkunterricht hast du dann alles gelernt, was die Werklehrerin noch guten Gewissens als „stofflich“ bezeichnen konnte. Also: häkeln, stricken, sticken, flechten, knüpfen.

Außer dem Eblinger Tristan, der vom Textilen gar nicht genug kriegen konnte, haben alle Jungen in meiner Klasse (und das waren ziemlich viele – wir waren ein sehr knabenlastiger Jahrgang) das halbe Jahr, in dem wir bei der Handarbeitslehrerin für textiles Werken gesessen sind, zutiefst gehasst. Die Mädchen haben es geliebt. Soviel zum Thema „Gleichbehandlung der Geschlechter“. Wenn schon die Kinder nicht gleichbehandelt werden wollen, wie soll das dann später bei den Erwachsenen funktionieren?

Nach vier Jahren Quälerei und einem jeweils durch die Werknote versauten Semesterzeugnis, war der Spuk vorbei. Im Gymnasium konnte man sich nur mehr für eine Richtung (textiles oder technisches Werken) anmelden und meine rudimentären Kenntnisse in Stricken, Häkeln, Nähen, versanken in den Tiefen meines Erinnerungsgedächtnisspeichers.

Nach der Matura wusste ich lange Zeit nicht, was ich tun sollte. Studieren? Aber was? Eine Beamtenlaufbahn? Warum nicht?

Mein Onkel Gerhard war gerade mit fünfundfünfzig als Abteilungsleiter im Unterrichtsministerium in Pension gegangen. Jetzt verbrachte er die Hälfte des Jahres auf dem Golfplatz und die andere auf Mallorca, gemeinsam mit hunderten anderen Beamten, die ihre Winter damit verbracht hatten, von ihren Schreibtischen aus in den Schneematsch hinauszuschauen und vom Winter auf Mallorca zu träumen.

Weil ich aber jedes Mal, wenn ich versuchte, mich hinter einem Ministeriumsschreibtisch vorzustellen, einen Oberschenkelkrampf bekam und zu dieser Zeit auch noch mit Verena befreundet war, die sich mit Körpertherapien und Esoterik auskannte und mir daher dringend riet, auf die Signale meines Körpers zu hören, bewarb ich mich doch nicht für einen Posten im Verkehrsministerium. (Die anderen Ministerien hatten damals gerade Aufnahmesperre).

Zur Überbrückung und weil man ja auch von etwas leben muss, wurde ich Fahrradkurier. Ich war ein begeisterter Radfahrer und war froh, einen Job gefunden zu haben, bei dem ich nicht nur Geld verdiente sondern auch fit blieb.

Diese Fitness half mir dann auch sehr, dass die fünf gebrochenen Rippen, die ausgekegelte Schulter sowie der offene Schienbeinbruch, den ich mir bei einem Sturz in einer Linkskurve zuzog, doppelt so schnell wie üblich verheilten (so versicherten mir die Ärzte in der Reha-Klinik).

Als Fahrradkurier hatte ich ausgedient. Was also tun? Ich hatte in der Zwischenzeit eine kleine Wohnung gemietet und auch für meine sonstigen Lebensaufwendungen benötigte ich Geld. Also studierte ich eifrig die Stellenanzeigen in der Zeitung und wurde zum Dauergast beim Arbeitsmarktservice. Frau Pilss, die nette Dame, die für

Arbeitssuchende von A bis R zuständig war, gab sich redlich Mühe, etwas für mich zu finden. Jedoch: ich war immer entweder über-oder unterqualifiziert.

Ein Job in der Gastronomie, wo man händeringend nach Mitarbeitern suchte, kam nicht in Frage, denn ich hatte noch immer Schmerzen in der Schulter und mein Physiotherapeut wie auch mein Unfallchirurg, rieten mir dringend vom Tragen schwerer Lasten wie Serviertabletts mit Schnitzeln und Bierkrügel ab.

Bei einem meiner Besuche auf dem Arbeitsamt lernte ich Rosi kennen, die gerade von ihrem Arbeitgeber gekündigt worden war. Rosi hatte nämlich die Frechheit – laut ihrem Chef – besessen, ein Kind zu bekommen. Da der Vater des Kindes leider auch anderweitig gebunden war und eigentlich gar kein Interesse hatte, den kleinen Simon mit ihr gemeinsam aufzuziehen, wollte Rosi ihren Chef bitten, ihr eine Zeitlang – zumindest, bis Simon zur Schule gehen würde – eine Teilzeitstelle zu bewilligen. Rosi's Boss kündigte sie postwendend mit den Worten: „Ich brauche jemanden, der seine ganze Energie in diesen Job steckt und nicht jede zweite Woche ausfällt, nur weil das Kind Fieber hat oder sonst irgendwas passiert ist.“

„Weißt du“, sagte Rosi zu mir, „Weißt du, was ich einfach nicht verstehe? Dass all die Typen, die Kinder schrecklich finden, selber einmal Kinder gewesen sind. Ich meine: ohne das geht's doch gar nicht, oder? Wir sind doch alle zuerst einmal Kinder und dann Erwachsene. Das ist, als ob die plötzlich ins feindliche Lager hinüber wechseln. Das will einfach nicht in mein Hirn rein.“

Ich musste Rosi recht geben. Wahrscheinlich war ihr Chef sogar ein ausgesprochen unausstehliches Kind gewesen, sinnierten wir, während wir vor der Tür von Frau Pilss (Rosi hieß Bayer, fiel also auch in ihren Zuständigkeitsbereich) warteten, dass man uns aufrief.

Rosi war zuerst dran. Sie ging zu Frau Pilss hinein. An der Türe hing ein Plakat, das in fürsorglichem Tonfall zur Vorsicht bei herumliegenden Kabeln riet. Ich war beinahe gerührt.

Rosi blieb ungewöhnlich lange im Büro hinter dem Kabelplakat. Als sie herauskam hatte sie einen nachdenklichen Gesichtsausdruck. Sie setzte sich neben mich und rollte ein A4-Blatt auseinander, das sie offensichtlich während der letzten halben Stunde mehrmals zu einem dünnen Röhrchen zusammengedreht hatte.

„Und?“ fragte ich. „Was haben sie dir angeboten?“

Rosi strich den Zettel auf ihrem Oberschenkel glatt.

„Also“, sagte sie. „Die suchen ganz dringend Altenbetreuer. Die haben da so ein neues Heim eröffnet und da fehlen ihnen noch Leute, die die Omis und Opis dort durch den Park rollen. Oder mit ihnen Mensch ärgere dich nicht spielen.“

„Und?“ sagte ich wieder. „Wirst du's machen?“

„Hm“. Rosi knabberte an ihrer Unterlippe. „Ich weiß nicht, ob ich geeignet bin für alte Menschen. Hab mir eher was Unkomplizierteres vorgestellt. Büro oder Verkauf oder so.“

Rosi zog ihre Jacke an, die sie neben mir liegengelassen hatte.

„Ich werd's mir überlegen.“

Dann wandte sie sich dem Ausgang zu.

„Tja, dann... Tschüss... Und viel Glück,“ rief sie mir im Gehen zu.

„Danke!“ rief ich zurück. „Vielleicht sehen wir uns ja bald wieder.“

Aber das taten wir nicht. Denn auch mir bot die AMS-Beraterin einen Job in besagtem Seniorenheim an und nach einer schlaflosen Nacht sagte ich zu. Die Bank hatte mir

soeben in einem Brief nachdrücklich nahegelegt, meine finanziellen Ausstände zu begleichen. Das hatte zwar ab und zu meine Mutter übernommen, aber diesmal wollte ich nicht wieder zu ihr gehen, um bei Kaffee und Kuchen in einem teils fröhlichen (Mama) teils gezwungenen(ich) Gespräch so nebenbei zu erwähnen, dass mein Konto wieder mal in den Miesen war und dass es sehr schwierig sein würde, mit einer schmerzenden Schulter Arbeit zu finden, was zur Folge hatte, dass Mama mich mit noch mehr Kuchen fütterte und vorschlug, die Teilinvalidität zu beantragen, was ich kategorisch ablehnte.

Nein!

Aus!

Ich würde diesen Job machen. Ich würde alte Damen und Herren durch den Park schippern und ihnen dabei Witze erzählen. Ich würde mit ihnen Malefiz spielen oder auch Fang-den-Hut und ich würde sie sogar beim Essen füttern, wenn das nötig war. Und auch noch anderes, an das ich im Moment nicht denken wollte. Denn naiv war ich nicht. Ich wusste, dass man als Altenbetreuer einige Dinge zu tun hatte, die nicht gerade ein Honiglecken sein würden.

Frau Pilss am Arbeitsamt strahlte mich an, als ich die Unterlagen für meinen neuen Job abholte.

„Viel Glück“, rief auch sie mir nach, während sich die Türe hinter mir schloss und ich war mir nicht sicher, wie sie das gemeint hatte.

Das Seniorenheim „Wahlheimat“ war in einem neu erbauten Gebäude untergebracht. Die Architekten waren preisgekrönt und schon beim Betreten des Hauses merkte man, dass sich hier wirklich jemand bei der Planung etwas gedacht hatte. Barrierefreiheit war natürlich gesetzlich vorgeschrieben. Zusätzlich war das Haus jedoch mit hohen Fenstern, hellem Holz und bunten Möbeln ausgestattet, die perfekt mit den Vorhängen und Teppichen harmonierten. Ein Schmuckstück städtischer Sozialarchitektur sollte also mein neuer Arbeitsplatz sein. Immerhin.

Die Leiterin des Hauses – auf dem kleinen Schildchen, das sie an ihre Jacke gesteckt hatte, stand „Cora Alpe, MSc“ – führte mich durch alle Stockwerke. Schließlich kamen wir in einen großen Raum mit Tischen, Stühlen und Regalen an der Wand, die gut mit Gesellschaftsspielen bestückt waren.

„Sie kennen doch hoffentlich die meisten dieser Spiele?“ fragte Frau Alpe mit hochgezogenen Augenbrauen. Hier konnte ich sofort punkten. Meine Tante Elvira hatte bis vor wenigen Jahren wöchentliche Spielenachmittage veranstaltet und da sie auch eine hervorragende Köchin war und es im Anschluss an Malefiz oder Activity stets ein dreigängiges Menü in Gourmetqualität gab, hatte ich mich im Lauf der Jahre zum Experten für fast jedes Gesellschaftsspiel hochgearbeitet.

„Wie wäre es“, fragte Frau Alpe freundlich, „wenn Sie gleich einmal eine Partie Mühle mit Frau Sielmann hier spielen?“

Ich nickte, ein wenig nervös, weil die genannte Dame alleine an einem Tisch saß und zum Fenster hinaussah, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Cora Alpe, MSc schob mich an den Tisch und drückte mich in einen Stuhl, wobei sie gleichzeitig eine Schachtel aus dem Regal nebenan herauszog und vor uns hinstellte. „So, Frau Sielmann“, sagte sie in einem singenden Tonfall. „Das hier ist Herr Kron, unser neuer Helfer. Er würde gerne eine Partie Mühle mit Ihnen spielen.“

Frau Sielmann musterte mich von oben bis unten. Dann meinte sie: „Aha, heute bin also ich dran als Versuchskaninchen. Die anderen haben mich schon gewarnt. Na gut. Setz dich und leg schon einmal die Steine auf. Ich beginne. Schwarz.“

„O.K.“, sagte ich, ein wenig überrumpelt von Frau Sielmanns Elan. War das hier üblich, dass man sich gleich duzte?

Ich öffnete die Schachtel und legte das Spielbrett und die Spielsteine heraus, schwarze und weiße Scheibchen, die nicht, wie Tante Elviras Mühlesteine, aus Holz waren sondern aus Kunststoff. Aber immerhin : die konzentrischen Kreise , die in die Scheibchen eingeprägt waren und an die sich meine Finger sofort wieder erinnerten, waren auch hier zu fühlen.

Cora Alpe, die uns schweigend zugesehen hatte, rief nun:“ Wunderbar, Herr Kron! Ich sehe schon, Sie werden sich bestimmt schnell bei uns eingearbeitet haben!“

Damit drehte sie sich um und ließ uns beide stumm zurück.

„Was redet man eigentlich mit alten Menschen?“ ging es mir durch den Kopf, als ich versuchte, Frau Sielmanns erste Mühle zu verhindern, was mir nicht gelang, denn die alte Dame kannte den Trick „an zwei Fronten anlegen“ und so war ich chancenlos.

„Wie heißt du noch mal?“ fragte Frau Sielmann und fügte gleich hinzu : „Mit dem Vornamen, meine ich“. Gerade als ich „Lorenz “ antwortete, schmetterte sie mir ein erneutes „Mühle“ entgegen. Mein zweiter weißer Spielstein war weg.

„Gut“, sagte Frau Sielmann. „Ich heiße Valerie und wir werden uns gleich duzen.

Irgendwann einmal tun es sowieso alle und wenn man einmal so alt ist wie ich, hat man keine Lust, die Zeit mit etwas zu verplempern, was man viel leichter abkürzen kann. Das Gesieze hier geht mir schrecklich auf die Nerven.“

„Gern“, sagte ich, „Frau Siel...äh... ich meine Valerie.“

Ich legte einen neuen Spielstein auf eine der schwarzen Linien des Brettes. Valerie sah mich kurz an. Dann stand sie auf und griff nach dem Gehstock, der neben ihr am Tisch lehnte.

„So, mein lieber Lorenz. Dieses Langeweilerspiel lassen wir jetzt einmal hier liegen und du kommst mit mir in den Park. Ich würde ja auch alleine gehen, aber dann schickt dich die Cora dort hinüber zu Schorsch, dem alten Griesgram und mit dem musst du dann stundenlang Schach spielen. Der kennt nichts anderes als Schach.“

Sie war mit ihrem Stock in flottem Tempo Richtung Ausgang marschiert und nur ein Experte in Gehbeheinträchtigungen wie ich es seit meiner Reha war, konnte erkennen, dass sie ihren rechten Fuß ein klein wenig schonte.

„Also, komm jetzt. Ich bin vor drei Wochen gestürzt. War nicht schlimm, ist aber eine gute Ausrede, dass ich dich als Begleitung brauche.“

Ich beeilte mich, die Türe für Valerie aufzuhalten und sie nickte mir fröhlich zu.

Im Park war nicht viel los. Ein paar Alte wurden in Rollstühlen umhergeschoben, zwei gingen langsamen Schrittes mit ihren Betreuerinnen, die ein wenig gelangweilt aussahen, in Richtung Parktor.

„Aha“, dachte ich. „Die Kolleginnen“, und sah mich um, ob Rosi es sich vielleicht doch überlegt hatte und hier anzutreffen war. Aber ich konnte kein bekanntes Gesicht sehen. Wahrscheinlich war Rosi ja doch irgendwo im Büro gelandet.

Eine kleine Weile gingen Valerie und ich schweigend nebeneinander her. Wir kamen an einem grauhaarigen, dünnen Mann vorbei, der auf einer der Parkbänke saß und in die Blumenbeete starrte.

„Das ist der Franz“, flüsterte Valerie mir zu, als wir den Alten passiert hatten.

„Hat mal wieder Depressionen. Kann's nicht verkiefeln, dass seine Frau vor ihm gestorben ist. Offensichtlich hatte er das anders geplant.“

Sie kicherte und ich war ein wenig entsetzt. Ich hatte erwartet, mit gebrechlichen Zittergreisen zu tun zu haben, aber diese Frau Sielmann schien meine Vorstellung gleich innerhalb der ersten zwei Stunden zu pulverisieren.

„So!“, sagte sie, als wir in einen schattigen Weg des Parks einbogen. „Jetzt erzähl mir einmal, wie ein junger, gut aussehender Kerl wie du in solch einer Prontosaurierbude landet wie dieses Heim hier. Ist dir nichts Besseres eingefallen oder spielst du wirklich so gerne Mensch-ärgere-dich-nicht?“

Sie war stehen geblieben und sah mich mit durchdringendem Blick an.

Ich erzählte Valerie meine Geschichte vom Sturz als Fahrradkurier und von der Reha und auch davon, dass ich immer noch nicht wusste, wo es eigentlich mit mir hingehen sollte in diesem Leben. Sie hörte aufmerksam zu und stellte keine Fragen. Am Ende meiner Geschichte hatte ich ihr mehr über mich erzählt als irgendjemandem jemals zuvor. Wir waren weitergegangen und schließlich wieder vor der Terrasse des Seniorenheims angelangt.

Valerie stieg hurtig die steinerne Treppe hinauf und winkte mich zu sich. „Jetzt haben wir uns einen Kaffee verdient“, sagte sie.

Das war alles? Ich hatte einer wildfremden Frau mein Herz ausgeschüttet, hatte ihr Details aus meinem Leben erzählt, die nicht einmal meine Mutter (die schon gar nicht!!) wusste, und alles, was diese Dame mit den blonden Haaren (ja, blond! Färbte sie die eigentlich?) dazu zu sagen hatte, war, dass WIR UNS einen Kaffee verdient hatten.

Sie war zu einem der wenigen noch freien Tische gegangen, nahm Platz und deutete auf den Sessel neben sich.

Das schöne Wetter hatte die alten Leute hinausgelockt und so saßen überall an den weißen Holztischchen Menschen von siebzig aufwärts und unterhielten sich. Manche von ihnen ein wenig lauter als üblich und manche redeten mehr mit sich selbst als mit ihrem Gegenüber. Aber insgesamt ergab das ein erstaunlich lebendiges Bild.

Cora Alpe hatte uns entdeckt und kam zu unserem Tisch. Oje. War das erlaubt, dass ich hier saß und Kaffee trank? Ich sprang auf.

„Frau Sielmann meinte... also, ich kann aber auch...“ versuchte ich, zu erklären.

„Das ist schon in Ordnung“, trällerte Cora Alpe.

„Wir sind stolz darauf, dass in unserem Haus die persönliche Betreuung groß geschrieben wird. Wenn Frau Sielmann das möchte, können Sie gerne weiterhin bei ihr bleiben.“ Damit wuselte sie wieder davon und hielt beim übernächsten Tisch an, wo der griesgrämige Schorsch saß und mit einem jungen Mann in türkisen Hosen und gelbem T-Shirt Schach spielte.

„Siehst du, Lorenz“, sagte Valerie, die einen kurzen Blick auf Schorschs verkniiffenes Gesicht geworfen hatte, „Dein armer Kollege da drüben hat die Arschkarte gezogen. Der darf jetzt drei Stunden Schach spielen. Ich rate Dir nur: wenn Dich wer fragt, ob du dieses Spiel kannst, sag Nein!“

Die Arschkarte! Meine Oma und sogar noch meine Mutter hätten diesen Ausdruck nie im Leben in den Mund genommen. Aber bei Valerie klang das irgendwie ganz natürlich.

„Danke für den Tipp“, sagte ich und weil ich ihr noch eine Retourkutsche schuldete dafür, dass sie zu meiner Seelenbeichte nur geschwiegen hatte, fragte ich

herausfordernd: „Und was muss ich können, dass ich dir weiterhin zugeteilt werde?“

Sie nahm einen Schluck Kaffee, stellte die Tasse mit einem leisen „pling“ wieder ab und sagte: „Häkeln.“

Beinahe wäre mir das Glas Cola, das ich gerade an meine Lippen setzen wollte, aus der Hand gerutscht.

„Häkeln?“

„Ja, häkeln“.

„Das ist doch das mit den zwei Nadeln, wo man so...“ Ich bewegte meine Hände aus den Handgelenken auf und ab und streckte dabei den rechten Zeigefinger hoch.

„Falsch“, sagte Valerie streng. „Du meinst stricken. Gehäkelt wird mit einer Nadel, an der vorne ein kleiner Haken dran ist. Deshalb: häkeln. Und außerdem streckt man den linken Zeigefinger aus. Um den ist nämlich die Wolle herumgewickelt.“

Jetzt fiel er mir wieder ein, der giftgrüne Topflappen, den ich meiner Mutter zum Muttertag fabriziert hatte. Er war, statt quadratisch, trapezförmig geworden, wurde aber dennoch ausgiebig bewundert und jahrelang in der Küche verwendet. Jedoch: so sehr ich in meinem Gedächtnis kramte: Ich hatte keine Erinnerung mehr daran, wie man solch ein textiles Meisterwerk in die Gänge brachte. Schon sah ich mich Schach spielend mit Schorsch oder grübelnd mit Franz auf der Parkbank sitzen, während mir Valerie von weitem mit einer des Häkelns kundigen Betreuerin zuwinkte (ich bezweifelte, dass Tristan Eblinger hier im Seniorenheim einen Job hatte), da sagte sie zu mir: „Ich zeig’s dir. Komm mit in mein Zimmer.“

Mit in ihr Zimmer? Zweifel überkamen mich. Frau Alpe hatte mir ja das Konzept „persönliche Betreuung“ sehr ans Herz gelegt und auch in den Prospekten des Hauses stand „Wir arbeiten intensiv auf der Beziehungsebene“. Aber ob diese Beziehungsebene nur im Erdgeschoß lag oder sich auch in die höheren Stockwerke erstreckte, hatte man mir nicht erklärt.

Valerie bemerkte mein Zögern. „Komm schon“, sagte sie. „Ich bin 82. Von so einer alten Schachtel wird nicht erwartet, dass sie über einen Grashüpfer wie dich herfällt, nur weil sie ihn mit in ihr Zimmer nimmt. Und umgekehrt noch weniger.“

Ich spürte, wie ich rot wurde. Valerie lachte. „Wobei ich dir wahrscheinlich noch einiges beibringen könnte.“

Herrje! Wo war ich da nur hingeraten?

Alles hatte ich mir ausgemalt, bevor ich diesen Job begann. Alles, nur nicht, dass ich mit einer 82-jährigen über Sex reden würde.

Valeries kleine Wohnung lag im dritten Stock. Auch hier hatten die Architekten des Seniorenheims das Konzept „hell und freundlich“ durchgezogen.

„Nimm Platz“. Valerie deutete auf eine elegante, mit grünem Stoff bezogene Couch, die mitten im Zimmer stand, mit Blick auf den Park.

Ich hörte, wie sie im Raum nebenan herumkramte. Dann kam sie mit einer roten Reisetasche wieder zurück. Sie setzte sich neben mich und öffnete die Tasche. Ein Berg Wollknäuel kam zum Vorschein.

„Such dir eins aus“, forderte mich Valerie auf und ich kramte vorsichtig in den bunten Dingen herum.

„Am besten, du nimmst ein mittelstarkes Garn, so wie dieses hier.“ Valerie deutete auf einen Strang mit glattem grünem Garn, das von einer Papierschleife umfasst wurde. SAFARI stand auf der Schleife und 100% BAUMWOLLE und noch einige andere geheimnisvolle Angaben. Ich griff nach einem Knäuel mit einer ähnlichen Schleife. Es war orange und hieß TOGO.

„Gute Wahl“, kommentierte Valerie und zog den Fadenanfang aus der Mitte des Knäuels heraus. Dann sagte sie, ein wenig streng: „Schau her. So wickelst du den Faden um die Hand.“ Sie zeigte es mir Schritt für Schritt vor und drückte mir anschließend den

Wollfaden in die Hand. Langsam schlang ich ihn um Hand und Zeigefinger und Valerie musste nur einmal eingreifen, weil ich den Faden an der falschen Stelle vom Handrücken Richtung Zeigefinger brachte.

„Nicht schlecht“, meinte Valerie und gab mir eine Häkelnadel. Sie selbst hatte ein blaues Wollknäuel aus der Tasche geholt und zeigte mir vor, wie man die erste Schlinge machte, durch die man weitere Schlingen zog, so dass eine Kette entstand. „Luftmaschenkette nennt man das“, belehrte mich Valerie.

Und plötzlich kam die Erinnerung zurück.

An das hellblaue Garn und die dünne Häkelnadel, die wir in ein weißes Tuch einwickeln mussten.

An das Köfferchen aus Kunststoff mit den zwei Schnallen, in dem wir die Handarbeit transportierten.

Daran, dass mein Köfferchen grau war, mit der Abbildung eines Formel-eins- Rennautos darauf, und an das rosa Köfferchen von Sabine aus der Reihe vor mir. Es hatte eine Biene Maja auf dem Deckel.

Ich erinnerte mich an verschwitzte Hände, die den Faden viel zu fest zogen, so dass die Häkelnadel kaum die Maschen durchstechen konnte.

Und ich erinnerte mich, wie ich das Köfferchen zwar in der Schule ließ, wie es von Frau Wimmer verlangt war, aber das Tuch mit dem darin eingewickelten Häkelschal, der sich an manchen Stellen wellte, an anderen zusammenzog, in meiner Schultasche verschwinden ließ.

Mama häkelte zu Hause ein gutes Stück weiter. Als ich es in der Schule wieder in das Köfferchen befördert hatte, glücklich, dass niemand die unrechtmäßige Entführung bemerkt hatte, rief mich Frau Wimmer zu sich an das Pult.

Mit meinem Meisterwerk, das nun plötzlich gleichmäßig und gerade an das Wellige anschloss, ging ich selbstbewusst zu ihr. Frau Wimmer betrachtete den Schal. Dann sah sie mir tief in die Augen. „Lorenz“, sagte sie. „Sag deiner Mama, dass sie einen Einser bekommen würde, wenn sie meine Schülerin wäre. Und du häkelst jetzt weiter, damit ich dir auch eine Note geben kann.“

All das ging mir durch den Kopf, als ich da neben Valerie Sielmann saß und mit orangefarbenem Baumwollgarn der Marke TOGO versuchte, aus einem Faden eine textile Fläche zu produzieren.

„Du machst das ganz gut“, sagte Valerie. „Hast du schon einmal gehäkelt?“

Da erzählte ich ihr vom Werkunterricht in der Volksschule, von Frau Wimmer und von dem Schal, der schließlich die Note „befriedigend“ bekam. Ich erzählte auch, dass ich diesen Schal sogar im darauffolgenden Winter trug und dass ich, als ich ihn irgendwann einmal in der Garderobe des Eislaufplatzes vergessen hatte, ehrlich um ihn trauerte.

So saßen wir da nebeneinander, Valerie Sielmann, 85 und Lorenz Kron, 26 und häkelten und ich erzählte und Valerie hörte zu.

Am Ende hatten wir beide ein quadratisches Teil aus sogenannten festen Maschen und im Gegensatz zu früher war das, was ich da produziert hatte, sogar ziemlich gleichmäßig. Valerie lobte mich, häkelte schnell noch eine Schlaufe an eine Ecke meines orangeroten Quadrats und sagte: „Ich hoffe, du kannst kochen. Einen Topflappen dazu hättest du ja schon einmal.“

Mein Arbeitstag war vorbei und ich fuhr mit dem barrierefreien Aufzug wieder in das Erdgeschoß. Dort begegnete ich Frau Alpe, die mir noch ein paar weitere Formulare in die Hand drückte.

„Nun, Herr Kron“, meinte sie. „Ihr erster Tag bei uns ist hoffentlich gut verlaufen. Frau Sielmann wird mir ja beim Abendessen davon berichten. Davon hängt dann ab, ob wir Sie morgen wieder zu ihrer Betreuung einsetzen oder für jemand anderen.

Ach ja: spielen Sie eigentlich Schach?“

„Mehr schlecht als recht“, antwortete ich und das war nicht einmal sonderlich gelogen.

Am nächsten Tag fand ich an meinem Spind einen Zettel, auf dem stand:

Frau Sielmann ist sehr zufrieden. Bitte, heute wieder zu ihr.

Herzlichst

C. Alpe

Ich rief Valerie in ihrem Zimmer an, aber sie meldete sich nicht. Dann sah ich mich im Café um und fragte die Assistentin im Büro, wo ich Frau Sielmann finden könnte.

Die Assistentin runzelte die Stirn. Dann lächelte sie.

„Frau Sielmann? Da würde ich es am ehesten mal im Schwimmbad versuchen. Dort ist sie nämlich dreimal die Woche.“

Ich wollte gerade das Büro verlassen, als sie mir noch nachrief: „Oder in der Sauna!“ Herrje! Schon wieder so eine Herausforderung. Valerie in der Sauna. Ich verbot mir sofort, mir das vorzustellen. „Blödmann“, schimpfte ich mich innerlich. Ich hatte mich bisher immer für einen aufgeschlossenen Typen gehalten, den nichts so schnell aus der Ruhe bringen konnte. Aber Valerie Sielmann in der Sauna?

Langsam schlenderte ich durch den Aufenthaltsraum in Richtung des Gebäudetrakts, in dem das Schwimmbad und die Sauna untergebracht waren. Ob ich nicht doch in der Zwischenzeit mit jemand anderem...? Schorsch, der vor seinem Schachbrett saß und gegen sich selbst spielte, sah mich hoffnungsvoll an. Schnell ging ich an ihm vorbei und murmelte: „Ich suche gerade Frau Sielmann“.

Die Tür zum Badetrakt ging auf. Eine Frau in pinkfarbenem Bademantel mit einem pinkfarbenen Tuch, turbanartig um den Kopf gewickelt, kam mir entgegen.

„Lorenz“, rief es mir aus dem Pinkfarbenen entgegen und ich erkannte Valerie.

„Schade, dass du jetzt erst kommst. Morgen musst du deine Badehose mitbringen. Dann schwimmen wir gemeinsam. Wird dir auch guttun.“

Sie lächelte im Vorbeigehen Schorsch zu und hakte sich bei mir unter.

„So, jetzt ziehe ich mich schnell an und dann geht's weiter mit dem Häkeln,“ sagte sie, als wir auf den Lift warteten, der uns in den dritten Stock bringen sollte.

Einige Minuten später hatte Valerie sich umgezogen und wir saßen wieder auf ihrem Sofa.

Diesmal suchte ich ein hellblaues Wollknäuel mit kleinen dunkelblauen Knötchen heraus. Valerie zeigte mir, wie man „Stäbchen“ häkelt und so saßen wir eine Weile konzentriert nebeneinander und werkelt an unseren textilen Projekten.

Als ich ein bisschen mehr Übung hatte und mir nicht mehr jeden einzelnen Schritt („Umschlag“, „jetzt hier einstechen“, „Faden durchziehen“, „wieder Umschlag“) leise vorsagen musste, stellte ich Valerie die Frage, die mich die ganze letzte Nacht beschäftigt hatte.

:

„Warum eigentlich häkeln?“

Valerie war in ihre Arbeit vertieft. Sie antwortete nicht.

„Valerie?“

„Ja?“

„Warum häkeln? Warum nicht kochen oder spazieren gehen oder fernsehen? Warum wolltest du, dass ich mit dir hier sitze und häkle?“

Sie seufzte.

„Weißt du“, sagte sie. „Das ist eine lange Geschichte.“

„Schon gut. Muss ja nicht sein. Hätte mich nur interessiert.“

Valerie hatte aufgehört, zu häkeln. Sie saß jetzt still da und sah hinaus in das Grün der Parkbäume.

„Ich war fünfzehn, wie ich den Gregor kennengelernt habe. Mitten im Krieg war das. Er war sechzehn und seine Familie hatte ihn nach Wien zu seiner Tante geschickt, damit er ihr ein bisschen aushilft in ihrer Greißlerei. Lebensmittel hat sie dort hauptsächlich verkauft, aber auch andere Sachen, die man halt so gebraucht hat damals.“

Valerie lächelte.

„Der Gregor, der war meine große Liebe. 1944 ist er dann eingezogen worden. Und nicht mehr zurückgekommen.“

Ich hab noch viele Jahre auf ihn gewartet. Und in dieser Zeit habe ich das Häkeln gelernt. Tischdecken hab ich gemacht und sogar Vorhänge und Jacken und Röcke und natürlich Hauben und Schals. Wenn mir jemand ein Muster gezeigt hat, hab ich's schon nachgearbeitet. Mit dünnem Garn oder mit dicker Wolle, war ja nicht viel zu bekommen damals. Und oft haben wir einen Pullover, der nicht mehr gepasst hat, wieder aufgetrennt und aus zwei alten einen neuen gehäkelt.

Die Tante vom Gregor hat die Sachen für mich verkauft und so hab ich immer eine Gelegenheit gehabt, über ihn zu reden.

Das Geld hab ich zusammengespart und nach dem Krieg bin ich dann nach Frankreich gefahren, weil ich von dort den letzten Brief vom Gregor bekommen hab. Keine Ahnung, was ich da gesucht hab. Frankreich jedenfalls hat mir nicht gefallen und danach habe ich Maschinschreiben und Steno gelernt und bin Sekretärin geworden. So hab ich dann meinen Mann kennengelernt. Arthur. Er war ein guter Mann. Ja... doch... Aber Gregor... Gregor hab ich halt nie vergessen können.“

Valerie sah mich an

„Du bist ihm übrigens ähnlich“, sagte sie. „Sehr sogar. Das habe ich gleich gemerkt, wie du bei der Tür hereingekommen bist, gestern Vormittag.“

Sie stand auf und ging zu einem niedrigen Tischchen, auf dem eine Gruppe von gerahmten Fotos stand. Eines davon brachte sie mir. Es zeigte einen schmalen, dunkelhaarigen Jüngling in Anzug und Krawatte, der in die Kamera lächelte. Ich konnte keine Ähnlichkeit mit mir entdecken außer vielleicht der Haare, was aber bei einem Schwarzweißfoto schwer zu sagen war.

Valerie merkte, wie befremdet ich war.

„Ich weiß schon, du denkst jetzt ich spinn, weil er dir gar nicht ähnlich sieht. Aber es ist auch nicht so sehr dein Aussehen, sondern deine Art. So wie du lachst, hat er gelacht. Du erinnerst mich halt so sehr an ihn.“

Plötzlich wirkte sie alt. Und zerbrechlich. Nein, nicht zerbrechlich, sondern zerbrochen. Zum ersten Mal, seit ich Valerie kennen gelernt hatte, war das heitere Glitzern aus ihren Augen verschwunden.

„Manchmal denke ich mir, wie wohl mein Leben verlaufen wäre, wenn er heimgekommen wär. Oder erst gar nicht im Krieg gewesen. Ob wir geheiratet hätten? Ob wir Kinder gehabt hätten? Ich hab keine Kinder, musst du wissen. Aber ich hab auch

keine wollen, mit dem Arthur. Das wäre mir wie ein Verrat an Gregor vorgekommen. Blöd, was?“

Wir hatten beide wieder angefangen zu häkeln. Ich hatte das Gefühl, es ging uns beiden besser, wenn wir auf unsere Hände schauten und dabei etwas zu tun hatten.

„Weißt du, Lorenz“, sagte Valerie. „Das hab ich so noch nie jemandem erzählt.“

Seltsam. Da kennen sich zwei Menschen gerade einmal einen Tag und schon erzählen sie einander ihre tiefsten Gedanken.

„So. Jetzt weißt du, warum ich gesagt hab, dass du mit mir häkeln sollst. Das hat irgendwie zusammengehört. Du und das Häkeln. So wie der Gregor und das Häkeln.“ Valerie lachte. „Das Schöne an Euch Jungen heutzutage ist, dass Ihr keine Skrupel habt, so etwas zu tun. Der Gregor hätte mich wahrscheinlich durch Sonne und Mond geschossen, wenn ich von ihm verlangt hätte, dass er mit mir handarbeitet. Für den war das eindeutig Frauensache.“

„Na ja“, gab ich zurück. „Ich hab’s ja auch nur gemacht, damit ich dem Schorsch und seinem Schach entkomme. Häkeln für Männer ist auch heutzutage noch eine Seltenheit.“

„Ja, aber weil du es jetzt schon einmal angefangen hast, kannst du ruhig auch weitermachen, bis du es gut kannst. Schadet nicht, sich zumindest in einer Sache im Leben zu perfektionieren.“

Und so lernte ich weiter. Jeden Tag saßen Valerie und ich auf ihrem Sofa um mit unseren Häkelnadeln ein Stück nach dem anderen zu arbeiten. Nicht immer gefiel mir, was Valerie mir da vorzeigte. Manches kam auch arg in die Nähe von Kitsch und Folklore. Was aber unsere gemeinsamen Häkelsitzungen unbeschreiblich machte, waren die Gespräche, die wir dabei führten.

So lernte ich Valerie Sielmann kennen, die 85 Jahre alt war und ein Leben gelebt hatte, in dem eine Sehnsucht geblieben war, die sie jeden Tag dieses Lebens begleitet hatte. Sie war nicht unglücklich gewesen. Sie hatte viel gelacht und sie hatte viele Freundschaften gehabt. Aber es war kein Tag vergangen, an dem sie nicht an Gregor gedacht hatte.

Die Zeit verging. Ab und zu schickte mich Frau Alpe zu einem anderen Heimbewohner. Aber es bestand ein unausgesprochenes Abkommen zwischen uns, dass Valerie immer an erster Stelle stand, wenn die Aufgaben des Tages verteilt wurden.

Im November starb Franz. Er war, nur mit einer dünnen Weste bekleidet, hinaus in den Nieselregen gegangen, bis zum Friedhof, wo seine Frau beerdigt war. Als man seine Abwesenheit bemerkte, wurde sofort nach ihm gesucht. Er wurde völlig unterkühlt ins Spital gebracht. Eine Woche später starb er an einer Lungenentzündung.

„Jetzt ist er dort, wo er schon die ganze Zeit hinwollte“, sagte Valerie und diesmal lachte sie nicht dabei.

Zur Weihnachtsfeier brachte ich meinen Fotoapparat mit. Ich fotografierte drei Stunden lang und merkte, wieviel Spaß es mir machte, die Alten mit meinen Schnappschüssen zu überraschen.

Ich ließ die Fotos gleich am nächsten Tag entwickeln. Ich war selbst erstaunt, wie gut die meisten gelungen waren.

„Sie sollten eine Ausstellung machen hier bei uns, Herr Kron“, sagte Cora Alpe zu mir und Valerie bestärkte sie darin.

Eine kleine Idee keimte da plötzlich in mir auf. Ob Fotografieren mehr werden konnte als eine Freizeitbeschäftigung?

Da ich noch nicht ganz zufrieden war mit meinen Fotos, kaufte ich mir eine bessere Kamera und fotografierte weiterhin die alten Leute. Ich hatte die fixe Idee, die Schönheit, die sie ausstrahlten, auf dem Foto zu zeigen. Die meisten Bilder entstanden von Valerie, die es genoss, sich fotografieren zu lassen. Sogar im Badeanzug, mit einer geblühten Badekappe.

Eines Tages kam ich in die „Wahlheimat“ und suchte im Schwimmbad nach Valerie, weil sie zu dieser Zeit immer dort war. Niemand war im Schwimmbecken. Auch die Sauna war leer.

Also suchte ich weiter nach ihr und weil ich sie in den Aufenthaltsräumen nirgendwo finden konnte, fuhr ich zu ihrer Wohnung hinauf in den dritten Stock.

Ich klopfte und wartete. Als ich schon gehen wollte, hörte ich ein Geräusch hinter der Tür. Ich rief nach Valerie, erhielt aber keine Antwort. Plötzlich hatte ich ein seltsames Gefühl, eine Mischung aus Angst und „Nicht-wahrhaben-wollen“.

Ich lief zum Haustelefon, das es auf jedem Stockwerk gab und holte den Hausmeister. Er sperrte die Türe auf. Ich wusste sofort, was ich nicht hatte wahrhaben wollen. Valerie lag auf der grünen Couch, in den Händen Garn und Häkelnadel, das Gesicht verzerrt.

Wir warteten auf den Notarzt. Ich hielt sie die ganze Zeit im Arm. Ihre Augen waren geöffnet. Was mich daraus anblickte war jedoch keine Angst, keine Schmerzen. Ihr Blick war die ganze Zeit auf mich gerichtet und was ich darin sah, war die reine Liebe.

Sie starb auf dem Weg ins Spital.

Als ihre Wohnung geräumt wurde, fand man einen Brief, der an mich adressiert war.

Lieber Lorenz!

Ich fühle mich in letzter Zeit nicht sehr wohl. Kein Grund, das herumzuerzählen.

Schließlich bin ich ja alt genug, um ein paar Wehwehchen zu haben.

Wir haben uns in den letzten Monaten recht gut kennengelernt. Ich habe dir einmal gesagt, dass du mich an Gregor erinnerst, der die Liebe meines Lebens war, oder zumindest glaube ich das.

Ich habe immer gedacht, das Leben ist nicht gut zu mir gewesen, weil es mir diesen Menschen genommen hat, aber seit ich Dich kenne, weiß ich, dass das nicht stimmt. Ich habe das unendlich große Glück gehabt, noch einmal eine Liebe zu erleben. Vielleicht findest du das ungewöhnlich, dass eine Frau mit 85 Jahren dir eine Liebeserklärung macht, aber da du diesen Brief erst bekommst, wenn es mich nicht mehr gibt, brauche ich keine Rücksicht auf Schamgefühle meinerseits zu nehmen. Und du bist zwar jung, aber reif genug, das nicht für peinlich zu halten.

Ich danke dir dafür, dass du meine „Spinnerei“ mit dem Häkeln mitgemacht hast. Du hast mir die schönste Zeit meines Lebens – abgesehen von den paar Jahren mit Gregor – geschenkt und dafür bin ich unendlich dankbar.

Ich wünsche Dir das große Glück für Dein Leben und dass Du Deine Aufgabe findest.

In Liebe

Deine Valerie

Ich faltete den Brief zusammen und ging hinunter zu Cora Alpe, um ihr zu sagen, dass ich eine kurze Pause brauchte.

Als ich hinaustrat in den Park, blickte ich mich um. Jana, die Kollegin aus der Slowakei, ging gerade ihre Runde mit Clemens, einem ehemaligen Schauspieler, der erst vor drei Wochen hier eingezogen war und bereits alle mit kleinen Szenen aus Hamlet unterhielt. Schorsch konnte ich hinter der Glasscheibe sehen, wie er gerade sein Schachbrett herrichtete für eine neue Partie gegen sich selbst. Und durch das Tor des Parks kam jetzt eine junge Frau, die mir zuwinkte und meinen Namen rief.

Rosi hatte zwei vergebliche Versuche gestartet, als Verkäuferin von Freizeitmode zu reüssieren.

„Weißt du“, sagte sie, als wir nach Dienstschluss gemeinsam zur Straßenbahn gingen und ich feststellte, dass Rosi ziemlich gut in meine Armbeuge passen könnte.

„Und dann bist du mir wieder eingefallen und ich habe mir gedacht, ich mache jetzt ein Orakel. Wenn der Simon heute im Kindergarten nicht weint, wenn ich ihn hinbringe, finde ich Dich hier im Seniorenheim. Ich weiß, das ist crazy, aber ich hab schon immer gerne solche Orakel gemacht, schon als ganz kleines Kind.“

„Und da du heute hier gelandet bist, hat dein Sohn nicht geweint, nehme ich an?“ fragte ich.

Rosi blieb stehen.

„Also, das war wirklich seltsam“, sagte sie. „Ich bin mit dem Simon in den Kindergarten hineingegangen und er wollte schon wieder anfangen, zu weinen. Da ist auf einmal ein kleines Mädchen gekommen und hat ihn an der Hand genommen und er ist einfach mit ihr mitgegangen. Ohne Weinen. Das war wie ein Wunder. Ich war echt verblüfft. Die Kindergärtnerin hat gesagt, dass das Mädchen erst seit kurzem dort ist und bis dahin nur auf einem Sessel gesessen ist und gewartet hat.“

„Gewartet?“ fragte ich.

„Ja, gewartet. Sie hat der Kindergärtnerin gesagt, sie wartet.“

„Auf wen?“ fragte ich.

„Keine Ahnung. Anscheinend auf meinen Simon.“

Ich fasste Rosi um die Schultern und erklärte: „Na, da hab ich ja Glück gehabt, dass sich dein Orakel erfüllt hat. Vielleicht sollte ich mich bei diesem Mädchen einmal bedanken. Hat die Kindergärtnerin gesagt, wie die Kleine heißt?“

Rosi passte hervorragend in meine Armbeuge.

„Valerie“, sagte sie. „Valerie heißt das Wunderkind.“

